

JOSEF SCHERZ

Der Hut des Königs

Dieses Buch ist all jenen gewidmet, die sich jeden Tag um Frieden und sozialen Ausgleich bemühen. Es ist eine Warnung für all jene, die glauben, ihre Privilegien, Macht und Einfluss wären auf immer und ewig unverrückbar.

Prolog

Es ereignete sich am Abend nach Büroschluss. Schon den ganzen Tag über hatte es aus dumpfen, grauen Wolken genieselt, aber nicht geregnet. Immer nur genieselt. Mal mehr, mal weniger. Nieseln. Unangenehm wie eine chronische Krankheit, die ständig belästigt, aber nie zum großen Finale, zum großen Showdown ausholt, nie endgültige Tatsachen schafft.

Überall verbreitete sich diese unangenehme, kühle Feuchtigkeit, die langsam durch jede Mauerritze, jeden Fensterspalt, auch durch jede Kleidung, jedes Schuhwerk kroch, trotz Regenschirm.

Es war einer jener Tage, an denen es die Leute als wahres Glück empfanden, keinen Urlaubstag genommen zu haben und stattdessen ihrer Arbeit nachgingen. Bei diesem Sauwetter wäre mit der Freizeit ohnehin nichts anzufangen gewesen.

Im Normalfall wäre dieser Tag wegen seiner Bedeutungslosigkeit rasch wieder in Vergessenheit geraten, wären da nicht diese beiden stechenden Lichter wie aus dem Nichts aufgetaucht und im Höllentempo näher gekommen.

Ein Regenschirm flog in weitem Bogen durch die Luft und etwas später hörte es dann endlich zu nieseln auf. Das spielte für dieses eine Schicksal keine Rolle mehr. Etwas Fürchterliches war geschehen.

Maschinengewehre knatterten, Geschosse piffen. Unaufhörlich und überall in diesem umkämpften Viertel der Hauptstadt.

Mehrere Kugeln zischten knapp an ihrem Kopf vorbei. Sie duckte sich und rollte sich hinter einen Berg von Schutt. Das war alles, was von dem Gebäude auf dieser Seite der Straße noch übrig war.

Plötzlich ein dumpfes Wummern, welches immer näher kam. Ohrenbetäubend. Bedrohlich. Ein grauer Hubschrauber tauchte am Himmel auf und feuerte Raketen ab. Gewaltige Explosionen erschütterten den Boden wie Erdbeben, Trümmer stoben und eine dichte Wolke aus Staub senkte sich herab. Der Hubschrauber stand noch eine Weile in der Luft, offenbar um sich der Zerstörung zu vergewissern, drehte dann ab und verschwand so schnell, wie er gekommen war. Anschließend Totenstille.

Dieser Moment war die Chance ihres Lebens. Sie sprang auf, wechselte die Straßenseite und rannte mit eingezogenem Kopf bis zu einem zerschossenen, mehrstöckigen Haus. Durch ein gewaltiges Loch in der Mauer hechtete sie in einen Raum, der früher wohl ein Wohnzimmer gewesen sein dürfte. Das, was von den Möbeln noch übrig war, lag wild zerstreut herum. Drei oder vier orange gepolsterte Fauteuils mit spindeldürren Metallfüßchen im frühen Siebziger-Jahre-Look, daneben die zersprungene, runde Glasplatte eines Tischchens, dahinter die Reste einer bunten Kommode.

Ein großes, abstraktes Gemälde mit bunten Farbklecksen hing schief an der Wand. Öl auf Leinwand. Kurioserweise unversehrt, jedoch schief. Es war wohl durch die ständigen Erschütterungen verrutscht. Wer hingte schon ein Bild absichtlich schief auf? Es sei denn, jemand wollte damit ein bestimmtes Statement setzen. Doch welchen Inhalts? Egal, es widerstrebte jedenfalls ihrem Empfinden von Ästhetik, wie auch ein schief montiertes Nummernschild am Heck eines Autos ihrem Empfinden von Ästhetik widerstrebte. Was waren das bloß für Menschen, die so etwas machten und die so etwas nicht störte? Sie rückte das Gemälde zurecht. Es war unleserlich signiert. Ein Original, von wem auch immer. Wahrscheinlich von einer gelangweilten

Der Hut des Königs

Hausfrau, die einen der vielen Malkurse besucht und sich dabei eingeredet hatte, über das Abstrakte endlich einen Weg zum eigenen Ich entdeckt zu haben. Im Nachhinein hatte sie vermutlich das Bild interpretiert und war selbst am meisten überrascht, welch großartiges, bis jetzt unterdrücktes Talent da bei ihr ans Tageslicht gekommen war. In Wahrheit reichte es nur für eine bunte Kleckserei. Es war nichts anderes als eine Vergewaltigung der abstrakten Kunst, welche der angeknabberten Seele Befriedigung verschaffte und den Betrachtern Kreativität vorgaukelte. Kreativität versprühte schließlich den Duft von Intellektualität.

In einer Ecke fiel ihr eine dunkle Holzkiste mit schwarzen Metallscharnieren auf. Sie hob den klobigen Deckel an und warf einen Blick hinein. Jede Menge Schallplatten aus Vinyl. Und das in der heutigen, digitalen Welt. Sie zog ein abgegriffenes Cover heraus. *Earth, Wind and Fire*. Sie hatte schon einmal davon gehört. Auf einem anderen Cover stand *Herbie Hancock*, dann *George Benson*. Keine Ahnung, wer die waren. *Weather Report* war ihr bekannt. Ein Freund hatte davon gesprochen. Zugegeben, er war ein Freak, nicht nur was Musik anlangte. Er behauptete auch, seine Unterhose nur wöchentlich zu wechseln, weil ihn frische Wäsche auf der Haut jucke. Allein die Vorstellung dieser gebrauchten Hose war ausgesprochen eklig. Noch viel ekliger war der Gedanke, diesem Typen beim sexuellen Vorspiel diese Hose langsam ausziehen, während einem dabei der süßlich-herbe Geruch von getrocknetem Urin in die Nase steigt, dann sein Geschlecht mit der Zunge zu liebkosen und sich in einem großen Finale auch noch körperlich hinzugeben. Vielleicht war das der Grund, warum sie sich mit Männern so schwertat. Bis heute, mit ihren vierzig Jahren, hatte sie noch immer nicht den Richtigen gefunden. Vielleicht war sie nur zu wählerisch, wer weiß. Andererseits waren nicht alle Männer so. Von Schwulen sagte man, sie wären viel gepflegter. Aber ein Schwuler nützte ihr ja nichts. Als Frau. Ein Hetero-Freund hatte ihr gegenüber einmal geäußert, er wolle gar nicht wissen, wie es in so manchem Höschen von Frauen aussah. Sie und ihr Höschen zählten mit Sicherheit nicht dazu.

Sie sah sich weiter um. Vermutlich war all das Zeug hier über Jahre auf Flohmärkten erstanden und mit der Verwunderung zusammengetragen worden, welch tolle Sachen andere Leute loswerden wollten. Diese alten Sachen waren eben nicht so banal wie die heutigen, massenhaft gefertigten Dinger. Diese alten Sachen hatten eine Seele und erzählten eine Geschichte, so zumindest die Vorstellung der Sammler.

In einem anderen Zimmer lagen zerborstene Bretter. Die Vorhänge waren verbrannt. Zerrissene Kleidungsstücke und Polster, kaputte Matratzen. Eindeutig das Schlafzimmer. Eine Steppdecke, erstaunlich gut erhalten. Sie schlug sie zur Seite und wich sogleich einen Schritt zurück. Eine Leiche. Zerfetzt, teilweise verkohlt, geschlechtslos. Es raubte ihr den Atem. Nichts wie weg.

Panisch stürzte sie am anderen Ende aus dem Haus und rannte und rannte. Ihre Fantasie ließ sie alles sehen, wie es früher einmal war. Eine schöne, saubere Prachtstraße, gesäumt mit exakt geschnittenen Bäumen und flanierende Menschen. Hauptsächlich Touristen aus allen Ecken und Enden der Welt. Die waren jedoch längst weg. Jetzt lagen hier die Leichen der Einheimischen. Ein Körper bewegte sich noch. Doch nicht tot. Gedärme hingen heraus, da war nichts mehr zu machen. Das letzte Zucken.

Sie rannte noch schneller. Vorbei an einer ehemaligen U-Bahn-Station. Rauchschwaden stiegen aus dem Schacht. Abscheulicher Geruch, mal beißend nach Kunststoff, mal nach verbranntem Fleisch. Es erinnerte sie an ihre Jugend, einen Grillabend mit Freunden. Die mit Pickeln übersäten, pubertierenden Jungs hatten großspurig erklärt, grillen sei Männersache und zum Grillen gehöre Bier. Sie hatten dann so viel in sich hineingegossen, dass sie prompt auf das Fleisch am Rost vergaßen. Den Mädchen war es egal gewesen, Hauptsache, irgendwas mit Jungs unternehmen, Händchenhalten und ein erster Zungenkuss. Sogar trotz Zahnsperre. Selbst dann, wenn sich in der Zahnsperre ein Essensrest verfangen hatte. Es machte nichts aus. Zungenkuss ist und bleibt Zungenkuss. Schließlich konnte man damit vor den Freundinnen prahlen.

Plötzlich wieder Schüsse. Von allen Seiten. Ein Panzer raste vor ihr über die Straße und feuerte Salven in eine Seitengasse. Gleich dahinter folgten schwer bewaffnete Kämpfer im Laufschrift. Einer entdeckte sie, ließ sie aber links liegen. Ein anderer rief: »Hier ist die Hölle los! Überall Scharfschützen! Hau bloß ab!«

»Wohin?«, schrie sie.

Er hielt an und deutete in eine Richtung. »Nach Süden. Da ist es ...« Er brach getroffen zusammen.

Sie warf sich auf den dreckigen Boden und stellte sich eine Zeit lang tot. Dann krabbelte sie aus dem Schussfeld, richtete sich auf und hetzte weiter.

Irgendwann und irgendwie gelangte sie aus dem Labyrinth des dicht verbauten Gebietes auf eine Anhöhe am Rande der Hauptstadt und blickte keuchend zurück. Überall blitzten Detonationen auf, gefolgt von dunklen Rauchwolken.

Ihr wurde bewusst, dass sie nur mit viel Glück dieser Hölle entkommen war. Sie hatte alles verloren außer ihrem Leben, das einmal ein gutes gewesen war. Aber was nun? Sie zückte ihr Handy, um nach bekannten Namen und Adressen zu suchen. Unmöglich, es hatte sich ausgeschaltet und zu allem Überduss war im Display auch noch einen Riss. Trotzdem versuchte sie, es wieder in Gang zu setzen. Mehrmals. Vergeblich. Frustriert warf sie es auf den Boden und trampelte darauf herum, selbst als es schon längst in tausend Teile zerbrochen war.

Als sie sich irgendwann wieder beruhigt hatte, ließ sie sich erschöpft nieder und fasste langsam wieder klare Gedanken. Dieser Kämpfer hatte ihr den Süden angeraten. Im Süden waren die Berge und tatsächlich kannte sie dort jemanden. Der Weg dorthin war zwar sehr weit und sie hatte nur eine vage Vorstellung, doch das musste reichen. Es war eine Chance, vielleicht sogar die einzige Chance.

Währenddessen

Die drei Sekretäre des Präsidenten hatten sich pünktlich zur Lagebesprechung im großen Konferenzzimmer des Regierungspalastes eingefunden. Jenes Zimmer galt als besonders geschichtsträchtig, denn es hatte schon in grauer Vorzeit, als der Staat noch von einem Monarchen mit harter Hand regiert wurde, wichtigen Zusammenkünften gedient und war dementsprechend feudal ausgestattet. Die Wände waren tapeziert mit samtenen, roten Stoffen, durchzogen von goldenen Verzierungen, dazwischen hingen große Bilder von längst verstorbenen Regenten, Adligen, Kriegsherren oder sonstigen historischen Persönlichkeiten, allesamt in prunkvollen Gewändern, dicht behangen mit Orden und Auszeichnungen. In der Mitte des hohen Plafonds protzte ein riesiger Kristallluster. Bei all diesem autoritären Charme lief selbst der eifrigste Republikaner irgendwann Gefahr, an die Kraft des Absolutistischen zu glauben, um sich dann darin weich eingebettet in Macht und Einfluss wiederzufinden.

Die Anspannung der Wartenden war zum Greifen. Sie blickten immer wieder auf ihre Armbanduhren, doch die Zeit schien stillzustehen. Wohl um sich abzulenken, murmelten sie gelegentlich belangloses Zeug miteinander. Niemand wagte es, unaufgefordert auf den restaurierten Barocksesseln vorzeitig Platz zu nehmen.

Mit halbstündiger Verspätung öffnete sich endlich die Tür und der Präsident erschien, so wie es eben Menschen mit Macht und Einfluss tun. Sie erscheinen. Der Schein. Die Illusion. Im krassen Gegensatz dazu die Banalität untergebener Menschen. Diese erscheinen nicht. Sie betreten einen Raum oder kommen einfach nur herein. Ähnlich verhält es sich mit dem Gehen. Untergebene Menschen gehen, Menschen mit Macht und Einfluss schreiten. Schreiten als Zeichen der Souveränität. Sie schreiten leicht wippend, hektische Bewegungen stets vermeidend, dem gemeinen Volke wohlwollend zunickend und zuwinkend.

Der Präsident war um die fünfzig, klein, in den letzten Monaten sichtlich ergraut. Er trug einen dunklen Maßanzug aus feinstem Tuch und edle, handgemachte Lackschuhe. Ihn umgab der fruchtig frische Duft nach Citrus mit einer Note Zedernholz. Ein Parfum, das er sich nur für sich kreieren hatte lassen. Einzigartig. Er hatte sein bekannt-sympathisches Lächeln aufgesetzt, mit dem er seine Widersacher verunsicherte und jede Kritik ad absurdum führte. Lächeln als Waffe.

Mit blumigen Versprechungen hatte er vor vielen Jahren einen fulminanten Wahlsieg eingefahren. Laut Verfassung hätte es inzwischen schon eine neuerliche Wahl geben müssen, doch mit einer Mehrheit im Parlament konnte er diese nach einer Scheindebatte komfortabel vom Tisch wischen. Angeblich gab es dafür sogar eine rechtliche Grundlage, irgendwo im schier undurchdringlichen Gesetzesdschungel. Namhafte Juristen verstrickte er geschickt in elendslange, hochintellektuelle Fachdiskussionen, die niemand aus der Bevölkerung wirklich verstand. Er hingegen hatte eine einfache Erklärung, die jeder verstand. Demnach erforderten angeblich die besonderen Umstände mehr Gestaltungsspielraum, um Entscheidungen zu treffen und alles wieder ins Lot zu bringen. Punkt. Für das gemeine Volk klang das logisch und unbedenklich. Schließlich wollte er ja nicht mehr Macht, sondern nur mehr Spielraum zum Gestalten. Außerdem war, Gott sei Dank, jemand wie er da. Jemand, der nicht zauderte. Der Gestaltungsspielraum, der angeblich keine Macht war, wurde hauptsächlich genutzt, um ein immer engeres Netz von Regeln zu knüpfen. »Die Freiheit der Bürger bedeutet Ohnmacht der Staatsgewalt«, soll er einmal freimütig in Weinlaune gesagt haben. Es blieb ein Gerücht.

Aufgrund ständiger Proteste von Kritikern schaffte er Tatsachen, indem er die Bestellung von neuen, total unabhängigen Verfassungsrichtern und Gerichtshofpräsidenten inszenieren ließ. Er hatte dafür mit viel Gespür und unter Berufung auf irgendwelche Expertenmeinungen windschiefe Begründungen an den Haaren herbeigezogen, die wegen der komplizierten und undurchsichtigen Gesetzeslage nicht einmal Kritiker schlüssig widerlegen konnten.

»Ein Gesetzesdschungel ist ein Irrgarten, in dem sich letztlich der Rechtsstaat verirrt«, warnte ein besorgter Verfassungsrechtler in einer öffentlichen Fernsehdiskussion und ging dann ein paar Monate später vorzeitig in Pension. Krankheitsbedingt.

Dicht hinter dem Präsidenten scharwenzelte, einen Laptop unterm Arm, seine gealterte und abgemagerte Chefsekretärin. Sie machte noch immer auf jugendlich, ließ aus ihren zersplissenen, blond gefärbten Haaren mit dunklen Strähnen eine fransige Frisur formen. Die Falten im Gesicht begrub sie unter dickem Make-up, ihren Arsch quetschte sie in einen knallengen Minirock und ihre dünnen Beinchen mit den bläulichen Krampfadern stellte sie auf hohen Absätzen zur Schau. Den Ausschnitt trug sie so tief, dass ihr kalkgrau verwaschener Push-up-BH deutlich sichtbar war. Damit präsentierte sie ihre schlaffen, faltigen Brüste wie ausgewalkte Stofffetzen auf einem Tablett. Hinter hervorgehaltener Hand hatte ihr das den Beinamen »Fetzenskelett« eingebracht.

Ihr Einfluss auf den Präsidenten war jedoch so groß, dass niemand es wagte, sich mit ihr anzulegen. Aus Höflichkeit, auch aus Opportunismus, ließen die Männer sie im Glauben, sie wäre eine attraktive Frau und jeder würde geheim davon träumen, sie wenigstens ein einziges Mal im Leben zu rammeln. Einfach hemmungslos, dumpf, primitiv und instinktgesteuert zu rammeln. Sie wollte das auch glauben. Sie glaubte so lange daran, bis sie irgendwann unumstößlich davon überzeugt war und beim Gehen ständig mit ihren ungleich hängenden Arschbacken wackelte.

»Bitte setzen sie sich doch, meine Herren«, forderte der Präsident seine drei Sekretäre auf und ließ sich selbst am Kopf des großen Sitzungstisches nieder. Das Fetzenskelett nahm, wie immer, neben ihm Platz und klappte den Laptop auf, um alles zu protokollieren. Nicht für die Außenwelt, nur zu rein internen Zwecken, damit alle frei reden konnten, wie immer wieder betont wurde.

Der Präsident blickte in die Runde und fragte: »Also, was gibt es Neues?«

Der bleichgesichtige Sekretär um die dreißig, gefürchtet wegen seines raumfüllenden Mundgeruches, von allen deshalb »Klo« genannt, meldete sich zu Wort: »Mir wurde von mehreren glaubwürdigen Quellen zugetragen, dass die Moral unserer Truppen angekratzt sei, weil es die Aufständischen immer wieder schaffen, uns empfindliche Niederlagen ...«

Der Präsident unterbrach den Redefluss mit einem lauten Lacher. Er bot Klo ein starkes Menthol-Bonbon an, welches dieser zum Leidwesen aller aber höflich ablehnte. Der Präsident rückte deshalb mit seinem Stuhl ein wenig zurück und meinte: »Niederlagen ... Niederlagen ... Was für Niederlagen? Wir haben doch alles unter Kontrolle, oder?« Er warf dem Sekretär daneben, um die vierzig, mit blonder Stoppelfrisur und ungewöhnlich kindlicher Stupsnase, einen auffordernden Blick zu.

»Ja, unter Kontrolle schon«, antwortete Stupsnase, »aber die Aufständischen sind zuletzt beinahe bis ins Zentrum der Hauptstadt vorgedrungen. Nur kurzfristig zwar, wir konnten sie wieder zurückdrängen, aber immerhin. Es gelang ihnen, viele Gebäude zu zerstören und Straßen für längere Zeit unpassierbar zu machen. Außerdem gab es viele Tote. Die Menschen flüchten deshalb scharenweise aus der Hauptstadt. Es könnte die Stimmung in der Bevölkerung zum Kippen bringen.«

Der dritte Sekretär schräg gegenüber, ein alter, ausgekochter Fuchs, machte mit lautstarkem Räuspern auf sich aufmerksam. Aufgrund seiner tabuisierten Alkoholsucht hatte er immerzu gerötete Augen und ein aufgedunsenes Gesicht. Alles, was er im Leben erreicht hatte, verdankte er der bedingungslosen Loyalität gegenüber der Partei des Präsidenten. Mit seinen über sechzig Jahren erhoffte er sich immer noch eine Führungsposition ganz oben im Staat.

»Ja bitte?«, erteilte ihm der Präsident das Wort.

»Langer Rede kurzer Sinn«, begann der Fuchs, »wir müssen die Leute bei der Stange halten, damit sie auch weiterhin bereit sind, für die Sache ...«

»... zu sterben«, vollendete Stupsnase den Satz.

Dieser Tonfall gefiel dem Präsidenten gar nicht. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: »Jetzt bloß keine Sentimentalitäten! Ich erwarte mir konstruktive Vorschläge.«

Stupsnase und Klo blickten sich ratlos an, aber der Fuchs zupfte einen handgroßen Gegenstand aus seiner abgegriffenen, ledernen Aktentasche und knallte ihn verdeckt auf den Tisch. Langsam gab er die Sicht auf einen metallisch glänzenden, fünfzackigen Stern frei und eröffnete: »Das ist die Lösung!«

Alle beugten sich vor, um den Stern näher zu betrachten.

Der Fuchs fuhr fort: »Nur mit Angstmacherei wie bisher werden wir die Leute nicht bei der Stange halten können. Das nutzt sich mit der Zeit ab. Deshalb müssen wir ihnen zum Ausgleich auch Anerkennung ... Auszeichnungen ... Wertschätzung entgegenbringen. Wir müssen sie für ihre Angst belohnen, versteht ihr? Wir müssen mehr Orden verleihen. Das gibt einen frischen Motivationsschub.«

»Verstehe ich das richtig: Die Leute sollen nun für so einen Blechstern motiviert in den Kampf ziehen und ihr Leben geben?«, wollte Stupsnase darüber Klarheit.

Der Fuchs bekundete seine tiefe Überzeugung ohne weitere Worte, bloß mit einem bedächtigen Nicken und gab dann den Blechstern durch die Reihen. »Na ja, das ist nur die Grundauführung, poliert«, schränkte er ein. »Es gibt auch Auführungen in gold- und silberglänzend, lackiert. Alles nur eine Preisfrage.« Er entfaltete einen Zettel. »Die Grundauführung hier kostet fünfzehn Cent.«

»Pro Stück?«, fragte Klo dazwischen.

»Natürlich. Alle Preisangaben sind pro Stück. Gold- oder silberglänzend, lackiert, kommen auf je fünfundzwanzig Cent. Und sollte der Stern mehr als fünf Zacken haben, wird es unverhältnismäßig teurer, dann erhöht sich der Preis nämlich um jeweils zwanzig Cent pro Zacken.«

Der Präsident nahm den Blechstern in die Hand und lehnte sich nachdenklich zurück. »Angst und als Ausgleich Auszeichnungen zur Belohnung, das hat was.« Während er den Stern prüfend durch die Finger seiner Rechten gleiten ließ, wollte er wissen, ob es auch billiger ginge.

Der Fuchs war auch darauf vorbereitet und holte einen weiteren Stern aus der Tasche. »Es gibt die Sterne auch aus Plastik, wie den hier. Ebenfalls in gold- oder silberglänzend, lackiert. Die Zacken brechen aber leicht ab. Vom Preis her ...«, er fuchtelte mit seinem Daumen abwägend hin und her, »... ist er aber nur um circa einen Cent billiger.«

»Pro Stück?«, fragte Klo wieder dazwischen.

»Natürlich.«

»Ist das Plastik lebensmittelecht, falls es jemand in den Mund nimmt?«, war Stupsnase besorgt. Er wolle nur sichergehen, wie er betonte, denn im Normalfall nehme ein Erwachsener sowieso keinen Orden in den Mund. Er Sorge sich eher um die kleinen Kinder der Ordensträger, denn Kinder nehmen ja alles gerne in den Mund zum Lutschen.

Der Fuchs war sogar darauf vorbereitet und kramte aus seiner Aktentasche eine Urkunde hervor. »Das Plastik ist lebensmittelecht, sogar zertifiziert.«

Der Präsident wandte sich dem Fetzenskelett zu. »Was halten Sie davon?«

»Ich würde den Stern aus Blech, golden lackiert, nehmen. Er ist praktischer zu reinigen. Ich habe im Bad einen silberglänzenden Duschkopf aus Plastik, da wird die Farbe mit der Zeit stumpf und splittert am Ende sogar ab.«

»Könnte am zu scharfen Putzmittel liegen«, warf Klo ein.

»Ziemlich sicher sogar«, stimmte ihm Stupsnase zu. »Ich hatte einmal ...«

»Bitte, meine Herren, klären wir das ein andermal«, unterbrach der Präsident und nickte dem Fetzenskelett zu. »Fahren Sie fort.«

»Außerdem würde es mir gefallen, wenn der Stern vielleicht noch zwei kurze Bändchen dran hätte, das sieht gleich viel netter aus.«

»Hm ... ja ... gar keine schlechte Idee«, meinte darauf der Präsident. »Eines der Bändchen in den Farben der Staatsflagge und eines ganz in Rot, als Symbol für das Blut, das der Ordensträger für uns ... beziehungsweise für unseren Staat ... Ja, ja, ich sehe es schon deutlich vor mir: Übergabe des Ordens auf einem blauen, samtenen Polster mit goldfarbenen Quasten, im Rahmen einer Verleihungszeremonie, untermalt mit pathetischer Musik.«

»Und«, fügte das Fetzenskelett hinzu, »wenn wir den Orden der Witwe eines Gefallenen stellvertretend überreichen, könnte man anstatt des roten Bändchens ein grünes Bändchen nehmen. Grün als Zeichen der Hoffnung.«

»Eine nette Geste«, pflichtete ihr der Präsident bei. »Wir müssen dabei natürlich auf die Kosten achten. Dieser Krieg hat ohnehin schon Unsummen verschlungen, da sollten wir für diese lackierten Blechdinge inklusive Bändchen keinesfalls mehr als vierzig Cent pro Stück ausgeben.« Er wandte sich dem Fuchs zu. »Wenn Sie diesen Preis ausverhandeln, können Sie die ersten tausend Stück gleich bestellen.« Klo zückte seinen Taschenrechner. »Das macht dann vierhundert Euro gesamt. Ein stolzer Preis. Vielleicht wäre noch ein Mengenrabatt drin.«

»Sehr gut. Immer das Budget im Auge«, lobte der Präsident. »Der geborene Finanzminister.«

Klo grinste ob dieses Hinweises auf einen möglichen Karrieresprung. Irgendwann. Vielleicht sogar in nächster Zukunft. Wer weiß. Könnte ja sein, dass der derzeitige Finanzminister in Ungnade gefallen war oder noch fallen würde.

Den Fuchs freute es weniger. Diese Karriere schien damit für ihn kein Thema mehr zu sein. Aus Frust stellte er sich vor seinem geistigen Auge ein Fläschchen Rotwein vor, das er sich später genehmigen würde. Allein bei sich zu Hause.

Sie kletterte über die Leitplanke. Eine dichte Kolonne wälzte sich auf der vierspurigen Autobahn im Schrittempo an ihr vorbei. Es war wie an einem Freitagabend in Friedenszeiten, wenn die meisten Städter wie eine wild gewordene Horde hinaus aufs Land gierten, um für das Wochenende Arbeitsstress gegen Freizeitstress einzutauschen.

Geriet der Verkehr wegen Überlastung ins Stocken, brandete sofort ein Hupkonzert auf, welches umso ohrenbetäubender wurde, je mehr Explosionen in der nahen Hauptstadt zu hören waren. Panisch scherten dann manche aus und glaubten offenbar, in einem Slalom-Kurs zwischen den anderen Fahrzeugen hindurch schneller voranzukommen. Ein grober Irrtum, denn damit lösten sie nur noch mehr Chaos aus. Am Ende ging gar nichts mehr.

Sie nutzte die Gelegenheit, um bei der erstbesten Mittelklasse-Limousine nach einer Mitfahrgelegenheit zu fragen. Sie klopfte an die Scheibe, doch der fette Typ am Steuer, ein Kahlkopf mit schmaler Brille sowie weißem Hemd, loser Krawatte und Schweißflecken unter den Achseln, reagierte nicht. Sie klopfte nochmals. Jetzt ließ er das Fenster handbreit herunter und brüllte mit hochrotem Kopf heraus: »Hau sofort ab! Wenn du mit deinen Fingern noch weiter hässliche Tapser auf meinem frisch gewaschenen und polierten Auto hinterlässt und mir vielleicht auch noch den Lack zerkratzt, erwürge ich dich auf der Stelle!«

Er drückte hektisch einen Knopf und mit einem metallischen »Klack« waren alle Türen des Autos verriegelt. Auch das Fenster surrte wieder hoch.

Sie versuchte es bei einem roten, zweisitzigen Sportwagen. Eine ältere Diva mit großer, verspiegelter Sonnenbrille, blondgefärbten Haaren, Perlenkette um den Hals, Goldkettchen an beiden Händen und Klunker an jedem Finger, wies sie harsch ab: »Ich habe in meinem Leben schon genügend Menschen geholfen und genug Geld gespendet, nun ist endgültig Schluss damit. Es ist an der Zeit, endlich an mich selbst zu denken.«

Bei diesen Worten fuchtelte die Diva so ungestüm herum, dass sie den kleinen Rosenkranz, der unter dem Innenspiegel baumelte, beinahe herunterriss.

Ein paar Meter weiter stand ein schwarzer Van in der Kolonne. Am Steuer saß ein Mann, daneben eine Frau, beide mittleren Alters. Die Rückbank war gerammelt voll mit Schachteln und mittendrin zwei halbwüchsige Kinder, vertieft in ein Videospiel. Als der Mann sie bemerkte, öffnete er die Fahrertür und pöbelte sie als blöden Trampel an. Er war der Meinung, sie solle sich auf der Stelle verziehen, sonst würde er Anzeige erstatten, da sie sich als Fußgängerin unbefugt auf der Autobahn aufhalte. Damit gefährde sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Leben anderer. Die Frau daneben beugte sich mehrmals quer über die Mittelkonsole und keppelte unverständliches Zeug dazwischen, dem Tonfall nach wenig Freundliches. Nachdem der Mann die Fahrertür zugeknallt hatte, wartete sie einen kurzen Moment und trat dann mit voller Wucht dagegen. Es blieb eine deutliche Delle im Blech zurück. Nun fluchten sowohl der Mann als auch die Frau im Van wild durcheinander, trauten sich aber nicht auszusteigen. Die Kinder nahmen von all dem keine Notiz.

Danach versuchte sie ihr Glück noch bei einigen anderen Autos. Doch jedes Mal wurde sie mit fadenscheinigen Gründen oder auch bloß mit einem erhobenen Stinkefinger abgewiesen.

Sie überlegte, ob es wohl an ihrem momentanen, wenig vertrauenserweckenden Äußeren lag. An ihrer verfilzten, schulterlangen, schwarzen Haarmähne, den schmutzigen Rändern unter den Fingernägeln, den zerschlissenen Jeans, der verschwitzten Bluse und den ausgetretenen Turnschuhen? Letztlich war es egal, sie hätte ohnehin nichts anderes zum Anziehen gehabt.

Also schwang sie sich wieder über die Leitplanke, stolperte die Straßenböschung hinunter und rannte quer über einen riesigen Acker, vorbei an einem ausgebrannten Traktor. Am anderen Ende stieß sie auf einen kleinen Bungalow, der offensichtlich vor nicht allzu langer Zeit unter Beschuss geraten war. Einige Dachziegel fehlten, die Fassade war übersät mit Einschusslöchern, das eine oder andere Fenster war zersplittert.

Der schwarze, etwas ältere Mercedes-Kombi, der direkt vor der Eingangstür parkte, passte irgendwie nicht in dieses Bild. Sie sah sich um. Nirgends ein Lebenszeichen. Sie nahm all ihren Mut zusammen und schlich um den Wagen. Neben zahlreichen Rostflecken an der gesamten Karosserie war der rechte, vordere Kotflügel zerbeult, die Windschutzscheibe hatte in der Mitte einen Sprung und wo eigentlich der linke

Frontscheinwerfer sein sollte, hing nur ein loses Kabel heraus. Die Nummernschilder waren beide noch dran und verrieten, dass der Wagen aus der Hauptstadt kam.

Sie rüttelte am Griff der Fahrertür. Unverschlossen. Sie setzte sich hinein, tastete das Armaturenbrett ab, beugte sich über den Beifahrersitz und öffnete das Handschuhfach, aber außer einer Parkuhr aus Karton und einer kleinen LED-Stablampe kam nichts zum Vorschein.

»Sucht die Dame vielleicht das hier?«

Sie wirbelte herum. Ein mittelgroßer Mann mit athletischer Figur, dunklem Vollbart, zerzausten Haaren, bekleidet mit einem grauen Parka, ließ den Zündschlüssel am Zeigefinger seiner rechten Hand baumeln.

»Ich dachte ... und da wollte ich ...«, druckste sie herum.

Er fixierte sie ungläubig mit seinen tiefblauen Augen. »Na, was dachte und wollte die Dame?«

Sie wurde rot im Gesicht und schob die wohl blödeste Ausrede ihres Lebens hervor: »Ausborgen. Ich wollte das Auto ausborgen, weil ich dachte, dass es der Besitzer vielleicht momentan ...«

»Aha, ausborgen«, unterbrach sie der Mann. »Und wann hätte es die Dame wieder zurückgebracht?«

Sie rieb sich die Nasenspitze. »Später, ... wenn ich es nicht mehr gebraucht hätte. Ganz sicher.«

Zunächst nickte der Mann, als hätte er die Lüge geschluckt, doch schlagartig verfinsterte sich seine Miene. Er ließ sich offenbar nicht für blöd verkaufen.

»Okay, okay, ich wollte es stehlen«, ruderte sie zurück und kletterte aus dem Wagen.

Er schob sie zur Seite, stieg ein und startete den Motor. »Na, dann wünsche ich der Dame weiterhin alles Gute.« Er schlug ihr die Tür vor der Nase zu. Sie klopfte an die Seitenscheibe. Widerwillig kurbelte er sie herunter. »Hat die Dame etwas vergessen? Hier im Auto vielleicht?«

»Ich wollte nur fragen, ob Sie zufällig Richtung Süden, in die Berge fahren?«

»Ja, zufällig.«

»Dürfte ich eventuell mitfahren, wenn es keine allzu großen Umstände macht?«

Er überlegte. »Es macht große Umstände.« Er kurbelte die Scheibe wieder hoch und fuhr los.

»Arschloch!«, schrie sie ihm nach. Daraufhin schnappte sie sich den erstbesten, faustgroßen Stein vom Boden, schleuderte ihn hinterher, traf das Autodach, von wo

er mit einem lauten Knall abprallte und auf der Motorhaube landete. Sie schüttelte überrascht den Kopf. Noch nie hatte sie ein Ziel so gut getroffen, nicht einmal aus geringster Entfernung - weder beim Schneeballschießen noch mit dem Wurfpeil beim Darts. Sogar beim Bowling war sie derart ungeschickt, dass die Kugel zum allgemeinen Gelächter nicht selten auf der gegnerischen Bahn landete.

Der Wagen hielt an, der Mann sprang heraus und drohte ihr mit der Faust.

»Es tut mir leid«, rief sie ihm zu. »Den Schaden werde ich selbstverständlich ersetzen.«

Das kostete ihn einen Lacher.

»Ehrlich«, bekräftigte sie.

Er winkte ab. »Ja, ja, ganz ehrlich. Jetzt steigen Sie schon ein!«

»Nur, wenn Sie versprechen, mir nicht mehr böse zu sein«, stellte sie als Bedingung.

Der Mann hob die rechte Hand zum Schwur. Daraufhin kletterte sie zu ihm in den Wagen auf den Beifahrersitz.

Sie rasten über Landstraßen, auf denen kaum Autos unterwegs waren und durchquerten Ortschaften mit zerbombten Häusern, zwischen denen gelegentlich Menschen mit versteinerten Mienen wie geisterhafte, seelenlose Gestalten herumirrten.

Der Mann schwieg die ganze Zeit über. Er schien in irgendwelche Gedanken vertieft zu sein. Nichts abseits der Straße kümmerte ihn. Auch ihre Anwesenheit ignorierte er. Für sie war das irgendwann unerträglich, noch dazu auf so engem Raum. Deshalb versuchte sie ein Gespräch zu beginnen: »Unglaublich, auf der Autobahn dichtes Gedränge und Staus ... und hier freie Fahrt.«

Er stieg darauf nicht ein.

»Übrigens, ich heiße Ella. Ella Süsslich.« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, zog sie aber rasch zurück, da er auch darauf nicht reagierte. Stattdessen musterte er sie aus den Augenwinkeln.

»Sie sehen furchtbar aus«, meinte er dann plötzlich. »Wohl schon längere Zeit das Gewand nicht gewechselt und auch sonst nicht gewaschen.« Er verdeutlichte seine Bemerkung, indem er sich kurz die Nase zuhielt.

»Vielen Dank für das Kompliment«, schnappte sie zurück. »Aber aufgrund der derzeitigen Umstände konnte ich heute noch kein Bad nehmen und mich nicht umziehen.«

»Schon in Ordnung«, beschwichtigte er und schwieg wieder für längere Zeit.

»Ich habe einen Bekannten in den Bergen. Weshalb fahren Sie dort hin, wenn ich fragen darf?«, versuchte sie erneut ein Gespräch anzufangen.

Er atmete schwer, lenkte den Wagen bei der nächsten Gelegenheit von der Straße und hielt an. »Ich bringe meine Frau und mein Kind nach Hause.«

Sie zog die Stirn in Falten und blickte sich um. »Und die steigen hier irgendwo zu, in dieser Abgeschiedenheit?«

Er schüttelte den Kopf und deutete ihr, mit ihm auszusteigen. Er öffnete die Heckklappe seines Kombis und schob eine Decke zur Seite. Zwei Plastiksäcke kamen zum Vorschein, unter denen sich leblose Körper abzeichneten.

Sie wich einen Schritt zurück. »Wir fahren schon die ganze Zeit mit zwei Leichen spazieren? Sie sind wohl ein Psychopath! Bin ich etwa die Nächste?«

Er hob besänftigend seine Hände. »Hören Sie mir bitte zu! Meine Frau, meine kleine Tochter und ich sind vor ein paar Jahren vom Land in die Hauptstadt gezogen, aufgrund meines Jobs. Dann brach dieser gottverdammte Bürgerkrieg aus. Das Haus, in dem unsere Wohnung lag, wurde voll getroffen und nur ich habe überlebt.« Tränen liefen über seine Wangen. »Die beiden wollten nie weg vom Land, wegen ihrer Freunde, der guten Luft, wegen allem. Sie hatten immerzu den Wunsch, wieder zurück in die Heimat zu gehen. Ich will ihnen diesen Wunsch jetzt erfüllen und sie dort beerdigen. Das bin ich ihnen schuldig.«

»Nette Geschichte. Und was haben Sie dann in diesem Haus nahe der Autobahn gemacht? Die beiden könnten auch die Bewohner gewesen sein, die Sie meuchlings ermordet haben.«

»Ich habe nach etwas Essen und Trinken gesucht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Und das soll ich Ihnen glauben?«

Mit einer Hand griff er in die Innentasche seiner Jacke und zog ein zerknittertes Foto heraus. »Das bin ich mit meiner Frau und meiner Tochter. Sie können es ruhig mit den Toten vergleichen.«

Sie kniff die Augen zusammen und überlegte. »Also gut, ich glaube Ihnen. Aber wenn sie mich auch nur einmal berühren, kratze ich Ihnen die Augen aus.«

Sie setzten die Fahrt fort. Schon bald veränderte sich die Landschaft. Aus dem Flachland wuchsen erste Hügel empor, dann die ersten Berge. Die Straße schlängelte sich über ein paar Kehren auf eine Anhöhe. Ein Auto kam ihnen entgegen und machte schon von weitem mit Lichtzeichen auf sich aufmerksam. Auf gleicher Höhe hielt es an und der Fahrer streckte seinen Kopf aus dem Fenster.

»Wollte euch nur warnen ... Kontrollposten, circa zwei Kilometer voraus ... bis an die Zähne bewaffnet. Filzen alle durch.« Daraufhin fuhr er weiter.

»Was machen wir jetzt?«, wollte Ella wissen.

»Ich werde meine Frau und mein Kind nach Hause bringen, egal wie.«

»Aber sicher nicht vorbei an diesem Kontrollposten«, wandte sie ein. »Versetzen Sie sich mal in deren Kopf: Da kommt ein Auto mit einem Mann, einer Frau und zwei Leichen im Kofferraum ...«

»Dann müssen wir eben einen Umweg machen!« Er drehte um, raste die Straße ein Stück zurück und bog in einen schlecht befestigten Forstweg ein. Überall Schlaglöcher. Die Karosserie des Wagens knarzte an allen Ecken und Enden. Es hob sie beide immer wieder aus den Sitzen. Er ließ sich davon nicht weiter beirren. Auf ihren ängstlichen Blick hin meinte er nur, sie könne ihm vertrauen, er kenne diese Gegend wie seine Westentasche.

Der Weg schnitt sich immer tiefer in den steilen Hang. Als auf Ellas Seite der Abhang gefährlich nahe rückte, krampfte sie sich am Autositz fest.

»Das bringt nichts«, sagte er. »Wenn wir abstürzen, dann gemeinsam mit dem Sitz.«

»Diese Pointe hat schon einen so langen Bart, dass man beim Gehen darüber stolpert«, konterte sie. Zum ersten Mal huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

Irgendwann nach einer engen, langgezogenen Kurve ging es bergab, in einen engen, düsteren Graben, der sich erst nach einigen Kilometern wieder zu einem breiten Tal öffnete.

Er hielt an. »Ich muss pinkeln.«

»Ich auch«, sagte sie. »Dringend.«

Er schnaubte genervt. »Dann gehen Sie zuerst.«

Sie sprang aus dem Wagen, sah sich um und verschwand hinter einem Baum. Nachdem sie wieder eingestiegen war, erleichterte er sich gleich hinter dem Wagen.

»Ihr Männer habt es viel leichter«, stellte sie fest.

»Dafür müssen wir öfter«, entgegnete er.

Sie hob den Zeigefinger und erklärte: »Öfter im Stehen ist immer noch besser als weniger oft im Hocken.«

Er zwinkerte ihr zu. »Wohl immer das letzte Wort, was?« Und noch bevor sie darauf wieder etwas entgegnen konnte, fragte er: »Wo genau müssen Sie hin?«

Sie beschrieb ihm den Weg, so wie sie diesen noch im Kopf hatte, wohl auch ein wenig in der Hoffnung, er würde sich zu dieser Fahrt überreden lassen. Doch er

stellte nur nüchtern fest: »Da haben Sie ja noch einen Gewaltmarsch vor sich. Tut mir leid, aber ich muss ab jetzt in die andere Richtung.«

...